

dtv

»Unverheirateter Mann mit unheilbarer Krankheit sucht Kind, bevorzugt Kleinkind, zwecks Adoption.« Als der Physiker Dr. Benedikt Waller, kurz Waller, diese Annonce aufgibt, lebt er nur für die Forschung – alles Menschliche, besonders die Liebe, ist ihm fremd. Kurz darauf stehen der siebenjährige Valerij und seine Mutter Marja vor seiner Tür. Beinahe gegen seinen Willen erfüllen Waller bald all jene normalen menschlichen Empfindungen, die das Leben ausmachen.

Über einen Walzer von Diabelli komponierte Beethoven seine 33 Variationen. Irene Dische folgt diesem Prinzip und erzählt in 33 Kapiteln die Geschichte von Waller, der im Angesicht des Todes und der deutschen Wiedervereinigung Vater werden will – frech, witzig und anrührend.

Irene Dische wurde im »Vierten Reich«, einem deutsch-jüdischen Emigrantenviertel in New York City geboren. Ihr Vater stammt aus Galizien; ihre Mutter immigrierte 1939 aus Deutschland. Irene Dische studierte in Harvard und lebt seit den achtziger Jahren vorwiegend ohne Aufenthaltserlaubnis in Berlin sowie in Rhinebeck/USA; ihr Antrag auf einen deutschen Pass ist vom Berliner Innenministerium zweimal abgelehnt worden. 1986 drehte sie den Dokumentarfilm »Zacharias« über das Leben ihres Vaters. Von Hans Magnus Enzensberger entdeckt, veröffentlichte sie 1989 ihr literarisches Debüt, den Erzählungsband »Fromme Lügen«, der von der Kritik begeistert aufgenommen wurde. Es folgten zahlreiche Romane und Erzählungsbände.

Irene Dische

Veränderungen über
einen Deutschen
oder Ein fremdes Gefühl

Roman

Aus dem Englischen
von Reinhard Kaiser

Deutscher Taschenbuch Verlag

Der in Englisch verfasste Roman erschien zuerst in deutscher Übersetzung 1993 unter dem Titel ›Ein fremdes Gefühl oder Veränderungen über einen Deutschen‹, in England 1994 unter dem Titel ›Sad Strains of a Gay Waltz‹. 1997 folgte die gleichnamige amerikanische Ausgabe in einer von der Autorin stark veränderten Fassung. Die vorliegende Ausgabe wurde der amerikanischen angepasst und von der Autorin in Zusammenarbeit mit Katharina Raabe und dem Übersetzer noch einmal vollständig überarbeitet.

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



2011 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Lizenzausgabe mit Genehmigung des Hoffman und Campe
Verlags, Hamburg
© 2008 Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,
Stephanie Weischer unter Verwendung eines Fotos von Voller Ernst
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13958-8

Die Autorin dankt Anatol Ugorski:

Seine Interpretation der Beethovenschen
Diabelli-Variationen, op. 120,
Deutsche Grammophon, Hamburg,
hat bei der Entstehung dieses Buches
eine entscheidende Rolle gespielt.

»Jedes starke Gefühl ist wie ein Ton in der Musik, es bringt Erinnerungen aus einer ganzen Epoche der eigenen Geschichte zum Klingen. So wie kein Ton für sich allein existiert, gibt es auch keine reinen Gefühle. Und jene Erinnerungen bringen andere Gefühle mit sich, auch Hoffnung, Enttäuschung und Wut, so daß das Gefühl der Liebe bei einem Erwachsenen stets ein wilder Akkord ist.«

Einsteins Geist

Walzer

Seine Schwester hatte ihm Suppe gekocht, doch essen wollte er nicht. Sie sagte: »Nun hab ich mir all die Mühe gemacht, also iß! Sterben kannst du auch nachher.« Er tat, was sie wollte; warum auch nicht. Er hatte den Morgen im Sofa verbracht und ging nach der Suppe auch dorthin zurück, und ihm war so, als würde das Essen die Scham nur noch mästen, mit der ihn sein Körper erfüllte. Die Schwester jedoch war schneller als er und trotz seiner Größe auch stärker. Sie schob ihn zur Seite. »Erzähl mir doch was, erzähl mir von Zahlen, die es nie gab – und plötzlich dann doch. Etwas in der Art. Sterben kannst du auch nachher.«

Er tat, was sie wollte, warum auch nicht. Er stand vor dem Schreibtisch, mit dem Rücken zu ihr, und erklärte ihr seine Gedanken. Und sie, auf dem Sofa, spreizte, den Bruder bewundernd, die Zehen vor lauter Vergnügen. Dabei wußte sie doch, wie sehr er Bewunderung

haßte. Kaum sah er den Ausdruck in ihrem Gesicht, da floh er ins Bett. Sie flehte: »Oh, bitte, laß mich dich lieben, zum Spaß nur, dich anbeten, wie einen Stein.«

Sie sagte: »Probier es doch selbst mal – jemand bewundern. Es würde dir guttun. Dann stirbst du mit abgeklärten Gefühlen und weißt, was du alles versäumt hast.« Es gab kein Entkommen. Sie umkreiste ihn wie ein Trabant, bis er rief: »Oh, verdammt, wir müssen doch los!« Am Flugplatz war er sehr munter, er winkte und lachte. Im Bus auf dem Heimweg saß er gekrümmt, die Schulter ans kalte Fenster geschmiegt; er wünschte sich Trost. Und am Nachmittag noch verfaßte er eine Annonce.

»Unverheirateter Mann mit unheilbarer Krankheit sucht Kind, bevorzugt Kleinkind, zwecks Adoption.«

Er saß auf dem Sofa und wartete ab, bis ein Schwall guter Laune ihn traf – andere hätten es Hoffnung genannt. Den Spaziergang zur Post genoß er. Ja, warum nicht? Warum denn auch nicht? Es war da ein Schwung in dem Humpeln, der machte aus seinem gewöhnlichen Trott einen Tanz.

I

I

Marcia maestoso: Benedikts Familie, ihre Geschichte, sein Platz in ihr und seine gegenwärtige Notlage

Der kranke Mann nannte sich Herr Waller und nahm damit in aller Kürze – »Herr«, »Waller« – Stellung zu seiner Familie. Er gehörte einer Minderheit an, einer belagerten Bevölkerungsgruppe, einem Stamm, dessen Angehörige über die ganze Erde verstreut leben und dennoch behaupten, sie seien miteinander verwandt, und diese Verwandtschaft auch empfinden, ein solitäres Kraut, das sich nicht leicht mit anderen kreuzt. Die Gewißheit, zu den Auserwählten zu gehören, verbindet sie. Selbst die Ärmsten unter ihnen spüren es und versuchen, sich an ihre Traditionen zu halten. Ihrer Gruppe als Ganzem hat man von Zeit zu Zeit das Ansehen geraubt, einzelne jedoch nahmen oft wichtige Positionen in der Gesellschaft ein. Durch ihre Nachnamen vertraten sie sich, durch ihr Äußeres, durch ihr Verhalten, auch durch ihr sonderbares Verhältnis zum Geld und dadurch, daß sie einander mit unfehlbarer Sicherheit er-

kennen, sogar in der Öffentlichkeit und ohne einander zu kennen. Der kranke Mann gehörte dem Adel an.

Seit er zum erstenmal mit anderen Kindern zusammengekommen war, seit seinem ersten Schultag, verabscheute er seinen vollständigen Namen, Benedikt August Anton Cecil August Graf Waller von Wallerstein. Er wurde schon rot, wenn er an all diese Anhängsel, diesen schäbigen Saum, nur dachte, und weigerte sich, die Schularbeiten mit seinem Namen zu versehen. Seine Lehrerinnen, unsicher aus diffusem Neid, hänselten ihn: »Bist du denn nicht stolz auf deine Familie?« Bei dem Wort »Familie« zuckte er jedesmal zusammen. Obwohl nicht viel von ihr übrig war, zumindest nicht viele lebende Exemplare. Seine Eltern waren, bevor seine Erinnerung sie noch ergreifen konnte, bei einem Ehekrach, der sich zum Autounfall beschleunigt hatte, ums Leben gekommen. Die beiden Überlebenden, Bruder und Schwester, wurden von wechselnden Besuchern, getreuen Dienstboten und einer Großmutter aufgezogen, die man aus einem Roulettesaal in Lindau eilig herbeigerufen hatte. In kleinen Beträgen verlor sie gern, nicht in großen; er war ihr einziger Sohn gewesen. Sie gab ihre Wohnung neben dem Casino auf und kehrte heim in das unbequeme, ein paar Kilometer abseits des Sees gelegene Schloß aus dem 14. Jahrhundert, nach Biederstein. Sie würde trauern, verkündete sie mit sanfter Stimme, die in tonloses Geflüster umschlug – im Bett, wo sie ihren grünen Gotha aufbewahrte. Hinter einer Flügeltür, die sich nach dem großen vorderen Saal öffnete, ließ sie sich ein Schlafzimmer herrichten.

Die Jahre vergingen. Über ihren Verlust sprach sie nicht mehr, aber sie blieb liegen; sie residierte jetzt zwischen den Laken. Dort machte sie sich Sorgen um ihre Gesundheit, durchstöberte die Bibel und astrologische Handbücher nach Ratschlägen und den Gotha nach Fakten, vertat Zeit, lutschte Pralinen, diktierte Einladungen an jeden, den sie kannte, flüsterte den Krankenschwestern, den Sekretären, den Chauffeuren, den Kindern Befehle zu, sparte Stunden, um sie noch einmal zu verwenden, und wetzte ihre Reizbarkeit an ihrem eisernen Lebenswillen. Im Gotha schlug sie nach, um herauszufinden, in welches der zwanzig Gästezimmer ein Besucher gehörte und welche Sorte Blumen ihm zustand; weniger erfolgreich war sie beim Gängeln der Jahreszeiten, deren Wechsel sie durch die Oberlichter ihres Schlafzimmerfensters verfolgte. Nasses Wetter machte sie wütend, weil bei nassem Wetter die hauchzarten Seiten ihrer alten Bücher zusammenklebten. Angeblich betete sie viel, aber niemand wußte Genaueres, so wie auch nie jemand sie hatte essen sehen, wenngleich ihr Umgang mit der Bettpfanne von den Krankenpflegerinnen oft und ausgiebig besprochen wurde. Abends stießen die Diener die scharrenden Türflügel zu ihrem Schlafzimmer auf, und dieses für das Ohr des Hundes äußerst peinigende Geräusch löste jenes Heulen aus, das nun täglich zum Abendessen rief. Den Vorsitz über die Tafel, die man mit dem einen Ende vor ihre Tür gerückt hatte, führte sie vom Bett aus. Nie rührte sie sich von der Stelle, und doch war ihre wirksamste Einschüchterungsmethode der Überfall aus dem Hinterhalt. Sie richtete sich in ihrem Bett auf, zog die Falten ihres Ge-

sichts bei den Ohren zu kleinen Bündeln zusammen und fragte ihre Besucher, ob sie sich liften lassen solle. Einmal fuhr sie hoch und ohrfeigte eine Amerikanerin, die den Schwarzwald mit den Catskills verglichen hatte. Ihre Spottlust war auf Besucher angewiesen. Wenn sie gegangen waren, rief sie die Kinder zu sich und fragte sie nach ihren Eindrücken. Zuerst schnaubte sie verächtlich über die geringe Beobachtungsgabe der beiden, dann zeigte sie ihnen, was sie alles übersehen hatten, indem sie die Gäste nachahmte, am grausamsten jene, denen ihrer Ansicht nach die vorzüglichste Behandlung gebührte. Nach der Vorstellung äugte sie aus ihren Kissens hervor, wartete, bis das Gelächter ihrer Enkel anschwoll und ausgelassen klang, und fiel dann über sie her, weil sie sich über Leute lustig machten, denen sie Respekt schuldeten. Verschüchtert zogen sich die Kinder zurück und wünschten, sie wäre tot. Benedikt liebte nur seine Schwester, die im Augenblick des Aufpralls bei ihm gewesen war und mit der er jeden Morgen auf dem Fahrrad unter Bögen und Toren hinausfuhr, an Rotwild und Hunden vorbei, über die Brücke, den Feldweg entlang, bergab zur Dorfschule. Anfangs verabscheute er nur seine Großmutter, dann haßte er auch das Hauspersonal, die Lehrerinnen und schließlich, sogar besonders heftig, seine Altersgenossen.

Sadistische Phantasien erfüllten den Jungen. Nach der Schule stapfte er die enge Treppe zu seinem kärglichen, runden Zimmer in einem der Türme hinauf – schon als Kind hatte er einen schleppenden, bedächtigen Gang. Er zog den weißen Musselinvorhang vor das kleine Fenster,

öffnete eine hölzerne Truhe voller farbiger Schulhefte, wählte eines aus, dazu einen Stift vom Tisch, legte sich auf sein Bett, ein hartes, historisches Möbel, das er mit unzähligen Vorfahren teilte, und fing an zu zeichnen. Er zeichnete immer das gleiche: Strichmännchen, die sich mit Schwertern, Speeren, Knüppeln, Peitschen bekriegten. Den Stift nahm er in die Faust und drückte so fest zu, daß die Spitze das Papier durchstieß. Er biß sich auf die Zunge und schmeckte manchmal Blut auf den Lippen. Seiner Lehrerin war schon aufgefallen, daß er ungeschickte Hände hatte. Realistisch zeichnen konnte er nicht. Dafür war er ein Meister des breiten Krakelstrichs und des platzenden Kreises. Seine Figuren stürmten voran, wirbelten herum, schrien. Von diesem Steckenpferd abgesehen, war er der sanftmütigste Knabe, den man sich vorstellen kann. In der Schule stritt er sich nie, lehnte höflich ab, Partei zu ergreifen, und mochten die anderen ihn auch noch so sehr händeln oder ihm sogar weh tun – nie schlug er zurück. Er lief auch nicht weg. Er wußte, was Ehrgefühl war, und hielt die andere Wange hin. Seine Onkel machten ein erstauntes Gesicht, wenn er sich weigerte, mit ihnen auf die Jagd zu gehen, und nie setzte er einen Fuß in die Schloßkapelle, weil die Kreuzigung einen unbändigen Widerwillen in ihm erregte. Sein würdevoller Gang war eine Vorsichtsmaßnahme. Er wollte keine Insekten zertraten. Seine Angehörigen nannten ihn Lämmchen.

Mit dreizehn oder vierzehn hörte er auf, kämpfende Männer zu zeichnen. Statt der farbigen Schulhefte kaufte er Zeitungen. Jetzt fesselte ihn die soziale Ungerech-

tigkeit, die in den Meldungen zur Sprache kam, und im Laufe der Zeit entdeckte er diese Ungerechtigkeit auch zu Hause. Er wurde Sozialist. Seine Anschauungen trudelten an den schlammigen Ufern der Linken entlang. Aber diese Ufer waren so glitschig, daß er nicht Fuß fassen konnte. Das bißchen Geld, das er bekam, gab er für verschiedene gute Zwecke aus. Er konnte nicht nein sagen. Dieses Wort stand ihm einfach nicht zu Gebote. Jedem, der ihn darum bat, schenkte er Geld, und niemand schenkte ihm deshalb Achtung. Seine Freigebigkeit war frei von Hintergedanken, er teilte einfach mit anderen, was er selbst nicht brauchte, sein Verlangen nach Geld oder leiblichen Genüssen war gering. Es lag ihm auch nichts an Erfolg oder Beifall, und seine Begabungen hielt er für eine Selbstverständlichkeit; die Natur war großzügig mit ihm gewesen. Benedikt Waller wuchs zu einem stattlichen jungen Mann heran. Er war groß und ebenmäßig wie ein Schrank, mit goldenem Haar und großen blauen Augen, denen jede Wärme fehlte – er hatte also etwas Nobles an sich. Er war nicht stolz auf sein Aussehen; sowenig er sich um andere kümmerte, so gleichgültig war ihm, was sie über ihn dachten. Schönheit indes beschäftigte ihn sehr. Hier war die Kraft seiner Wünsche vor Anker gegangen. Er liebte abstrakte Spekulationen, Mathematik und alle Arten von technischen Leistungen. Fairneß war eine Art von Symmetrie, und deshalb war ihm ein kommunistischer Staat lieber als ein anderer, deshalb verurteilte er die deutsche Vergangenheit, und schon der Gedanke, ein Deutscher zu sein, mißfiel ihm. Mit sechzehn gab er zum erstenmal Geld für sich selbst aus. Er kaufte aus einem amerikanischen

Versandhauskatalog ein Jena-Teleskop und stellte es im obersten Raum des höchsten Turms auf, unter der Dachluke des sogenannten Angstzimmers, wo sich die Kinder, die Frauen und andere schwache Vorfahren einst versteckt hatten, wenn das Schloß angegriffen wurde, und wo spätere Verwandte die Turmuhr eingebaut hatten, einen gewaltigen Mechanismus, der die Zeit durch das ganze Haus pochte. Hinter seinem Teleskop neben dem düsteren, knirschenden Uhrwerk hockend, entdeckte er Einfalt und Größe des Universums. Vollkommenheit, so erkannte er, war bei lebendigen Wesen nicht zu finden. Und schließlich, fast schon erwachsen, gestand er sich, daß alles Lebende häßlich war. Atmen war widerlich: ein beständiges Schnappen, und es machte Lärm, vor allem nachts. Das Schnarchen seiner Großmutter brachte jahrhundertealte Gemäuer zum Wanken. An sich selbst ertrug er es nur, weil er es kaum wahrnahm.

Die Natur, so erkannte er, war ein zum Scheitern verurteiltes Experiment von aberwitziger Komplexität. Die Evolution packte Moleküle zu immer verrückteren Gebilden zusammen und schuf in einer Art mutwilliger Fehlbarkeit ein Monstrum nach dem anderen. Ein gutes Beispiel hierfür war die verbohrte Art, mit der sie, bloß um alles noch komplizierter zu machen, zwei Geschlechter erfinden mußte, nachdem ein einziges sich schon als durchaus lebensfähig erwiesen hatte. Aber dergleichen stellte niemand je in Frage, statt dessen wurden die Leute sentimental. Alle zweifelten am Sinn oder an der Gerechtigkeit von Krankheit und Leiden, aber niemand zweifelte am Sinn der Fortpflanzung,

eines zeitraubenden Geschäfts, von dem alles, was sich regte, besessen war und das schließlich zu Schwangerschaft und damit verbundener Explosionsgefahr führte. Bedenkenlos waren die Leute davon überzeugt, daß es auf dem Lande schön sei. Benedikt hingegen schauderte unter Bäumen, weil sie so selbstsüchtig, so reglos, so verschlossen dastanden, beim geringsten Lüftchen um sich schlagend, nach Sonnenlicht greifend. Er fürchtete sich vor den hysterischen Farben des Frühlings und vor der Dummheit des Grases. Und dennoch – die Lebewesen liebten Benedikt, Graf Waller von Wallerstein. Die Hunde mochten ihn. Alte, vergeßliche Verwandte vergaßen seinen Geburtstag nie. Die Kinder erkoren ihn zu ihrem Lieblingsonkel und drängten sich um ihn. Ihre Freundlichkeit erstaunte ihn, und geduldig wartete er, daß sie wieder von ihm abließen.

Die Familie bezog ihre Einkünfte aus Grundbesitz. Zum Gut gehörten große Waldungen und Hopfenfelder. Die Rituale des Familienlebens auf dem Lande machten Spaziergänge unumgänglich und betonten die unvermeidlichen Pflichten des Daseins – pompöse Taufen und Beerdigungen und eine endlose Liste unbekannter Leute, mit deren Besuch jederzeit zu rechnen war, weil es da vor ein paar hundert Jahren einen gemeinsamen Verwandten gegeben hatte. Benedikt hörte nicht zu, wenn die Familie über die Familie sprach. Er dachte daran, daß seine vornehme alte Familie vor nicht allzu langer Zeit nicht einmal die Würde besessen hatte, sich mit anderen vornehmen alten Familien gegen Hitler zu verbünden; sein Vater war ein ranghoher Hitlerfan